38. Jahrgang. Hannover, den 15. August 1934. Heft 17

Deutsche Bauhütte
Zeitschrift der deutschen Architektenschaft
Herausgeber: Curt R. Vincentz. — Geschäftshaus: Hannover, Am Schiffgraben 41.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Zur Planung von Kleinsiedlungen.

Von Stadtbaudirektor Dr.-Ing. Max Rendschmidt*).

Die vorstädtische Kleinsiedlung ist entstanden aus dem Arbeitslosenproblem. Sie ist nicht zuerst eine Wohnungsbauaktion, obwohl sie schon die große neue Tendenz „hinaus aufs Land" andeutet, sie ist vielmehr Arbeitsbeschaffungsmaßnahme und auch schon echte Siedlungsaufgabe. Sie schafft dem Kurz- und Vollarbeiter neue Lebens- und Betätigungsmöglichkeiten, gibt seiner Lebensarbeit einen Sinn, indem er eigenen Besitz erhält und gemäß dem NS-Programm an Stelle der Proletarier-Mietwohnung ein Heim, einen Garten, ein Stück unserer deutschen Erde als Heimat.

Die Erfahrungen, die mit den bisherigen Aktionen oder Bauabschnitten seit 1931 gemacht worden sind, erscheinen durchaus ermutigend. 193 Millionen hat das Reich seitdem zur Förderung bereitgestellt, und bis zum 1. März 1934 konnten damit 65500 Siedlerstellen und rund 83900 Kleingärten geschaffen werden. Besonders erfreulich ist es, daß gerade in letzter Zeit der Schwerpunkt der Aktion bei den mittleren und kleinen Städten liegt. Ueberhaupt entfallen von den rund 65000 Stellen 43000, also zwei Drittel, auf Gemeinden unter 100000 Einwohnern und davon 30500 — ein Halb — auf solche unter 50000 Einwohnern. Auch für die Umsiedlung aus Bezirken mit großer und dauernder Arbeitslosigkeit bietet diese Siedlungsform gewisse Möglichkeiten. Ein großer Teil der neugeschaffenen Stellen entfällt auf den deutschen Osten, besonders auf Ostpreußen, und unterstützt somit die allgemeine Siedlungspolitik des Reiches.

Für exakte Berechnungen über den Ertrag der Landnutzung von 1000 oder 1200 qm sind die Erfahrungen noch nicht genügend umfangreich, erst in 10 Jahren oder für die heranwachsenden Kinder wird er sich zu voller Höhe ergeben; diese Zahlen sind auch nicht das Wesentliche.

Die Finanzierung ist im Prinzip und in der Praxis leichter als bei der Altstadtsanierung, weil hier keine hohen fiktiven Bodenwerte und Belastungen abzulösen sind, weil der Boden billig ist und die Arbeit des Siedlers selbst erst allmählich die neuen Werte schafft, abgesehen von der Mithilfe des Arbeitsdienstes, der Bauhilfe der Siedler selbst oder ihrer Arbeitgeber. Nötig ist aber auch hier eine reichsgesetzliche finanzielle Grundlage mit zwischengemeindlichem Lastenausgleich, ferner strikte Maßnahmen gegen die Bodenspekulation und ein langjähriges festes Programm.

Die vorstädtische Kleinsiedlung hat ein doppeltes Gesicht, einmal in das Stadtinnere, insoweit sie die Krisenempfindlichkeit des städtischen Arbeiters vermindern will, sodann aber auch nach außen in die landwirtschaftlich genutzte Provinz hinein. Sie schafft daher nicht nur einen neuen Erwerbsstand, der zwischen Industrie- und Landarbeiter liegt, sondern sie trägt auch zur Intensivierung der Bodenausnutzung im Außengebiet der Stadt durch Umstellung von Landwirtschaftsflächen auf Gartenbau bei. Arbeitsmarktpolitisch ist dabei ausschlaggebend, daß 1 ha rein landwirtschaftlich genutzte Fläche nur 61 Arbeitstage, der Gemüsebau eines Hektars aber 1654 Arbeitstage erfordert.

Eine große Gefahr ist aber die Planlosigkeit der Stadtrandsiedlung. Es sind vielfach verstreute primitive Siedlungen ohne ordentliches Wegenetz, ohne Gewähr späteren Wegeausbaues, ohne Regelung der Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung entstanden. Schul- und Kirchenlasten kommen hinzu, alles Gesichtspunkte, die für eine planmäßige Anlage von Dörfern oder größeren Siedlungseinheiten sprechen. Die Parzellierung ist glücklicherweise durch das Wohnsiedlungsgesetz vom September 1933 vorläufig geregelt. Aber auch die ganze Frage der vorstädtischen Kleinsiedlung bedarf noch immer der systematischen und grundsätzlichen Untersuchung: Sollen größere Siedlungsgruppen und Kerne gebildet werden, kommt die Form der Miete, dann auch Reihenhaus und Mehrgeschoßbau in Frage? Können Industriefilialen und Dezentralisation mittlerer Betriebe Anlaß zu vorstädtischen Industriedörfern Vollbeschäftigter geben? All das harrt noch der Bearbeitung durch die Fachgenossen. M. E. sind aber gegen die innere Konstruktion der Vorstadtsiedlung auch wirtschaftstechnische und planungsmäßige Bedenken geltend zu machen. Eine vollständig befriedigende Lösung stellt sie nicht dar. Einwandfrei ist die wohntechnische Seite, da die Ueberlegenheit der Einzelwohnung mit Garten und Grundstück auf der Hand liegt.

Dagegen wird jeder qualifizierte, und strebsame Arbeiter die Vollbeschäftigung im Hauptberuf anstreben und dann kann er seine 1000 qm nicht mehr voll bewirtschaften.

Auch in planungstechnischer Beziehung ist das nahezu unbegrenzte Zerflattern der Stadt in die Landschaft hinaus abzulehnen. Man möchte irgendwo einmal an die Weichbild- und Bebauungsgrenze gelangen, was ja straßen- und versorgungstechnisch unbedingt nötig und rationell ist. Bodenwirtschaftlich ist eine Begrenzung auch ganz unbedenklich, nachdem die Großstadt ihr Monopol als Magnet verloren hat und die Möglichkeit selbständiger Gemeinden, Satelliten-Kerne, Gartenstädte weiter draußen mit guten Verkehrsverbindungen besteht und gepflegt wird.

Tausende und Abertausende von Arbeitern neu in die Großstadt zu ziehen, muß zukünftig der Industrie überhaupt unmöglich gemacht werden. Besteht das Bedürfnis für industrielle Neuanlagen oder Erweiterungen, so sind sie draußen im Lande als wirtschaftliche Kerne von Neugründungen anzulegen.

Allerdings bestehen vielfach Hemmungen insofern, als besonders eifrige Finanzdezernenten fiktive Buchwerte für Bauland vorschützen und das Land als zu wertvoll für die Kleinsiedlung bezeichnen. Diese Auffassung wird meistens abzulehnen sein. Eine Realisierung solcher Buchwerte ist heute in den meisten Fällen überhaupt nicht möglich, und es wäre weit vorteilhafter für die betreffende Gemeinde, dort eine gesunde arbeitstätige Bevölkerung anzusiedeln, als in ihren Lagerbüchern nominelle Grundstückswerte zu führen. Auch das in den Außenbezirken ausgewiesene Freiflächenland kann vielfach eingeschränkt werden, wenn eine Herabzonung von hochgeschossiger Bebauung auf eine gartenstadtmäßige Bebauung vorgenommen wird. Besonders günstig liegen die Verhältnisse in vielen kleinen Gemeinden. Diese besitzen oft einen Grundbesitz, der das bebaute Gemeindegebiet um ein Vielfaches übertrifft. Sobald erst greifbare Pläne für die Standortveränderung der Industrie vorliegen, werden daher zahlreiche kleine Gemeinden gern bereit sein, ihr Kommunalland für neue Industriedörfer und Satelliten-Siedlungen zur Verfügung zu stellen. Freilich kann auch dann nur billiges Land in Betracht kommen. Die Zeiten, in denen auch die Gemeinden nach dem Vorbild der privaten Grundstücksgesellschaften eine mehr oder weniger spekulative Grundstückspolitik betrieben, müssen nun endgültig vorbei sein. Immerhin wird über das Gemeindeland hinaus auch die Erwerbung von privatem Grundbesitz notwendig werden. Soweit irgend möglich, sollte dabei mit Hilfe von Schätzungskommissionen und im Wege mündlicher Vereinbarung vorgegangen werden; als ultima ratio werden aber gleichmäßige gesetzliche Bestimmungen für Besteuerung, Bewertung und Enteignung nicht zu entbehren sein.

Es ergeht daher mit Recht der Ruf an die Gemeinden: „Gemeindeland an die Front", der übrige Grundbesitz wird dann ganz von selbst folgen.

Bildet die Stadtrandsiedlung ihrer geographischen Lage nach, besonders aber auf Grund ihrer wirtschaftlichen Struktur den ersten Schritt vor die Tore der Großstadt, zur Intensivierung der landwirtschaftlichen Erzeugung im Sinne der inneren Kolonisation, so bilden die landwirtschaftlichen und gärtnerischen Vollerwerbslosen-Siedlungen ebenso wie die selbständigen Industriedörfer im wirtschaftlichen Ausstrahlungsgebiet der Großstadt die äußersten Vorposten der Stadt ins Land hinein.

*) Aus dem Vortrag, gehalten in der Märkischen Arbeitsgemeinschaft der Freien Deutschen Akademie des Städtebaues (Fachgruppe der Deutschen Gesellschaft für Bauwesen) am 27. Juni 1934.

Häuser der Arbeit.

Zum Ergebnis des Plan-Wettbewerbs.

Die Berliner Ausstellung der Wettbewerbsarbeiten für die „Häuser der Arbeit" mit dem deutschsprachlich schon unglücklichen Namen (in den Häusern wird doch nicht gearbeitet) hat viel Unerwartetes gezeigt. Das edle und hohe Ziel ist die Freizeitgestaltung des deutschen Volkes. Jedoch nicht etwa organisierte Festemacherei, sondern Saat für die kommende deutsche Kultur.

Das Monumentale, sagen wir Denkmalhafte der Arbeitsehrung als neuer Begriff ist im letzten Jahre immer wieder aufgetaucht. So sind wiederholt Entwürfe für Denkmäler der Arbeit öffentlich gezeigt worden. Da gab es gestenreiche oder massierte Figuren in Bronze für irgendeinen Grünplatz im Arbeiterviertel, dann das bekannte babylonisch-germanische Riesenbauwerk mit dem vorzeitlichen Hallenumgang, ferner auch allerlei beziehungsreiche, aber nicht den Kern der Idee treffende Versuche, die mit Recht zurückgezogen wurden.

Bei der großen Schau der gezeigten Arbeiten gab es trotz des gar nicht vieldeutigen Programms in den Planungsvorschlägen weltweit auseinanderliegende Gedanken in Baugrößen und Kunstformen mit Thingstätten von 20000 Sitzplätzen. Es zeigte sich ein wunderbarer Produktionsreichtum von ehrlichen Seltsamkeiten und cäsarisch anmutenden Bauträumen. Es waren 692 Arbeiten eingeliefert. Als amtierende Preisrichter walteten:

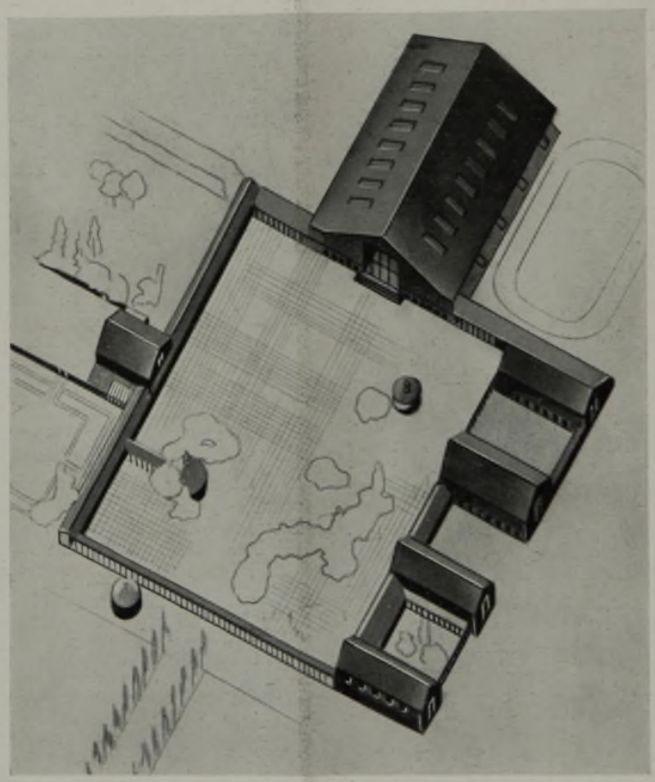
Haverbeck, als Leiter des Reichsamtes Volkstum und Heimat,
Speer, als Leiter des Amtes Schönheit der Arbeit,
Professor Tessenow, Neu-Brandenburg,
Professor Bonatz, Stuttgart,
Professor Frick, Königsberg (Pr.),
Baurat Schulte-Frohlinde, Berlin,
Architekt Engelbrecht, Berlin.

Vergeben wurden vier Preise von 1500, 1000, zweimal je 500 RM., während 5 Arbeiten für je 200 RM. angekauft wurden. Es ist naheliegend, daß die Besucher mit dem Ergebnis der Bestimmung von 34 Arbeiten für die engere Wahl durchaus nicht restlos einverstanden waren.

Was war nun ausgestellt?

Vorwiegend Entwürfe, die für den Hauptzweck unzulänglich sind; dann erschienen städtekrönende Vorschläge und forumähnliche Zusammenfassungen, oft flüchtig vorgetragen, neben weitgedehnten Baugruppen. Landschaftsteile waren überraschend gegliedert und Inseln entzückend bebaut. Auf vielstöckige Verwaltungsbauten antworteten jene stillen Hallen, die mit hochgestellten edlen Skulpturen das Kunstgefühl für Gestalt und Schönheit fördern wollen. Bei anderen Entwürfen sollen anscheinend Bibliothekssäle Lernbegierigen reiches Wissen vermitteln. Die Menschheit wird also in die Schule genommen, wie man an imposanten Räumen bemerken konnte, wie auch musikalische Machtentfaltung der Tonkunst fortan einen stärkeren Eingang in die Massen finden soll. Baukühnheit zeigte Millionen verschlingende Hocharchitektur, die zuweilen innen geistig fremd ist. Andere Entwerfer legen auf Jugendsäle Gewicht, die im Sinne zukünftiger Spannung nach Geschlechtern getrennt sind. Aber auch die alte mächtige Arena und das Amphitheater steigen wie in Ausgrabungsfeldern zum Licht empor.

Alle diese Vorschläge beweisen das große, noch nicht ausgetragene Ringen des deutschen Geistes. Die überraschende Vielheit belehrt aber auch über das beinahe grenzenlose Vertrauen auf die Möglichkeit von Architekturtaten. Sie bauen auf den Befehlswillen die eigene Hoffnung auf, ganz Außerordentliches zu schaffen, während der eigentlich organische Gehalt der Formen erst noch aus der deutschen Volksseele geboren werden muß.

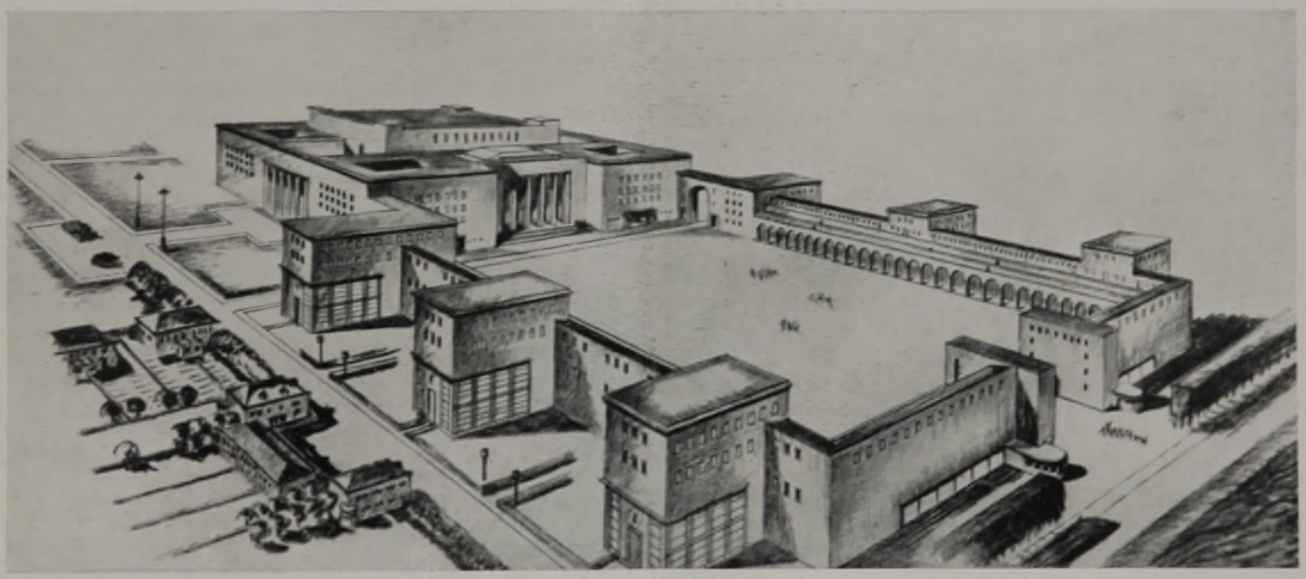


I. Preis: Arch. Walter Kratz. Strandbad Schönwalde-Velten.

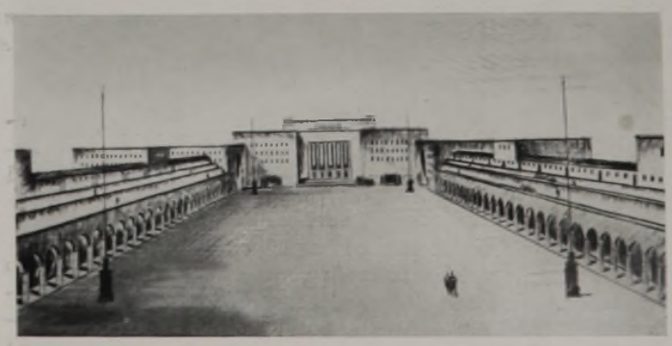
Entscheidung der Preisrichter: „Verfasser hat bewußt auf einen großen Formanspruch verzichtet und sich auf einfachste baumeisterliche Mittel beschränkt, die die Freizeitgestaltung nicht in eine bestimmte anspruchsvolle Haltung zwängen, sondern der Entwicklung freien Spielraum gewähren: ausgezeichnet durch die maßvoll wirtschaftlichen Anforderungen."

Indes neben den Schwärmern, deren Lebensmelodie in dem Satze klingt: „Laßt, was irdisch ist, dahinten", fehlen doch auch andere nicht, die noch im Kolonnengesang der alten Zeit trotten. Das sind dann jene Baugedanken aus Erfahrungen von solchen Volksfesten, deren wesentliche Eigenheiten Erfrischungsanstalten mit Gartenmusik und Großküchenanlagen sind, wobei auch Schmuck und Fahnen gezeigt werden. Zum Teil erscheinen auch redliche Kunstscheunen ohne falsche Ziererei. So kam es im ganzen, daß unter den Ausstellungsbesuchern den Fachleuten keinerlei Tempelstimmung aufkam, wohl aber Raunen, unverkennbares Knurren und von Stirnrunzeln begleitetes Schimpfen sich bemerkbar machten.

Man soll dies nicht tragisch nehmen, es bestätigt sich immer wieder, daß für geplante künstlerische Einrichtungen und was sonst das Volksheil pflegen kann, Kritik unentbehrlich ist. Sie hat eine reinigende und seelenführende Aufgabe. Sie hat die Pflicht, Unvereinbares mit dem Hauptziele der Bewegung zum Bewußtsein aller zu bringen. Sie ist etwas ganz anderes als einst die Kritik des Klassenkampfes oder die Reklame für die beutelschneiderische, angeblich so moderne Sachlichkeit. Die Kritik braucht also gar nicht die letzte Wahrheit zu enthüllen, denn keine Kritik ist unfehlbar. Sie soll vielmehr belehrend und soll dabei imstande sein, aus dem unendlichen Reichtum der gesehenen Vielfältigkeiten, der dem Kritiker als Begnadung geschenkt wurde, auf jene Dinge hinzuweisen, welche die Stationen



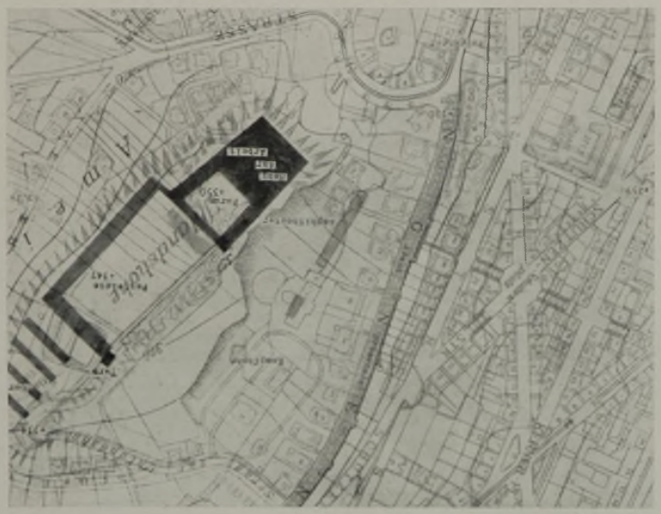
Monumentalbau für eine Großstadt. Aus dem Geiste der Spätantike aufsteigende, jedoch starke Eigen-Formung und Rhythmik. Das heroische Bewußtsein als Hauptmotiv. Betonung der Feierlichkeit eines Aufmarschplatzes im symbolisch gegliederten Rahmen der strengen Bogenhallen. Stolz der Festhausfront: Konsequente, eher museale Gliederung des Hauptblockes, gut eingereihte Sondergruppenhäuser. Der Idealzweck steht vor dem Nutzzwecke. Aufwendung hoher Baukosten für die große Sehenswürdigkeit der Stadt.

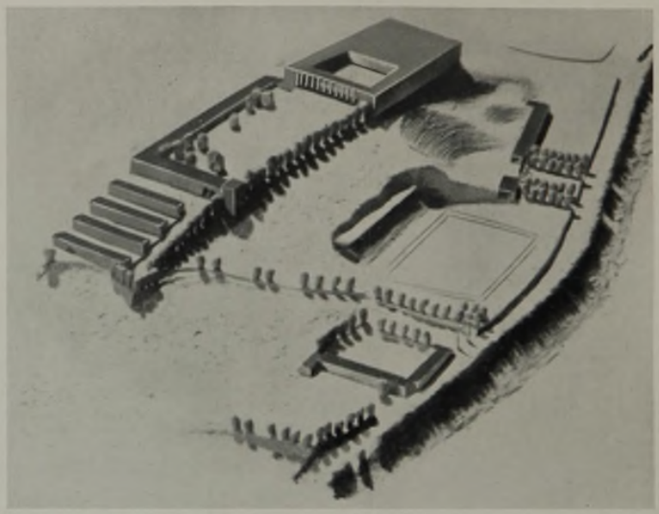


Wettbewerbs-Entwurf: Architekt Hans Merz, Wuppertal-Elberfeld.

des Irrtums durchlaufen, um erst allmählich zum schönen Fortschritt zu gelangen.

Preisrichter-Beurteilungen über Wettbewerbe haben eine gewisse Aehnlichkeit mit der Kritik. Ihre Urteile sind im allgemeinen äußerst verhalten in der Form. Auch sind ja 5 oder 6 Preisrichter bei der geistigen Verschiedenheit ihrer Beziehungen von Objekt und Subjekt nie „total" einer Meinung. Wiederholt haben wir erlebt, mit welchem Getöse prominente Wettbewerbs-Beteiligte selbst einen maßvollen Beschluß angegriffen haben. Dazu kommt, daß die starre Auslegung irgendeines nicht ganz durchdachten Programms oft genug wertvolle Wettbewerbsarbeiten beiseiteschiebt.





III. Preis: Arch. Kurt Mahron und Dipl.-Ing. Werner Gabriel, Stuttgart. Entscheidung der Preisrichter: „Die Arbeit löst die einzelnen Raumgebilde in einer Folge von nicht zusammenhängenden Einzelteilen auf. Dadurch entsteht ein angenehmes Bild, man ist frei in der Weiterentwicklung, doch läßt diese Lösung eine starke architektonische Wirkung vermissen."

Die höchste Forderung für die Häuser der Arbeit, eine solche Gestaltung zu finden, die alle befriedigt oder beglückt, die selbst über alle Stammesverschiedenheiten und lokalen Bedingtheiten hinweg den Freizeitidealen dient, konnte nicht erzielt werden. Nicht die Auflösung der Bauaufgabe in Einzelteile, also die Teilung der Zwecke, reicht aus, so wenig wie die Arena für allergrößte Massenversammlungen als eine dauernde Wiederholung des Volksfeierabends möglich ist. Was die Monumentalität des Aeußeren betrifft, so bietet diese den richtigen Weg, wie 2000 Jahre der Baugeschichte bezeugen. Auch das deutsche Volk liebt die würdevolle Umkleidung aller Feier- und Erholungsstätten.

Für die Thingplätze, die zum Teil als Vorschläge in Verbindung mit den Häusern der Arbeit aufsteigen, gilt ein ganz anderer Maßstab. Endgültiges Formziel will dort die Einheit der festlichen Volksversammlung mit ihren Sprechern, Spielgestaltern und Mitwirkenden sein. Dessen Bedingung heißt, Massen unter freiem Himmel ergreifend zu umschließen. — Häuser der Arbeit dagegen sind überwiegend Freizeit- und Feierabendhäuser. — Auf dem Thingplatze will das Volk die Stimme seiner Führer und Dichter hören. Dies ist allein der Platz, wo das Volk in seinen kulturpolitisch angelegten Kundgebungen künstlerisch und national zur Bekenntnis- und Gefühlsgemeinschaft zusammengefaßt wird. — Ganz anders die Häuser der Arbeit. Wer Italien genauer kennt und dort die Dopo-lavoro-Bewegung in ihrer baulichen Einkleidung studierte, kann nur feststellen, daß viele dieser Häuser in gar keinem Sinne geglückt sind. Die Leute, die sich dort abends versammeln und in kleinen Gruppen in den Zimmern sitzen, suchen dort Plätze für Schach- und Kartenspiel, für Zeitschriftenlesen, für Zeitbilder-Betrachtung. In ihrer Unterhaltung sitzen die Leute meist beobachtend herum, ihre Gespräche sind verhalten, weil sie sich überwacht fühlen. An den Wänden sind dürftige Bilder aufgehängt, von Mussolini, Photographien von Demonstrationen, von Paraden, ab und zu einmal eine kleine kitschige Landschaft oder eine Gipsbüste; ein Spruchband fehlt nicht, — aber sonst ist der Geist dort leer. Der Italiener ist für sich der schärfste Individualist.

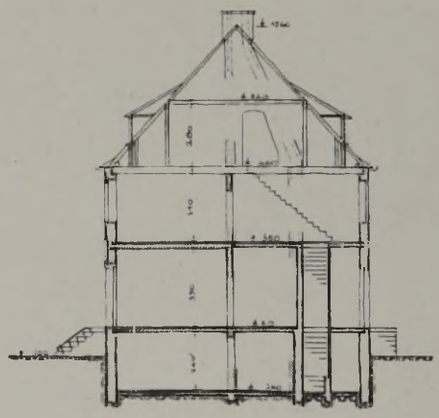
Jede deutsche Stadt soll einmal andere Freizeit-Häuser erhalten. Die italienischen Häuser erscheinen lediglich als Material für die Partei-Statistik, Fassadenmerkstücke mit dem aufdringlichen marmornen Symbol des Beils und Rutenbündels. Dagegen sollen die deutschen Freizeit-Häuser der Arbeit eine echte Verbundenheit ihres Zweckes mit den neuen Aufgaben für ihre Besucher zeigen. Die deutschen Häuser werden in ihrem Aufbau an die wieder aufzuschließenden Gemütswerte und an das gehobene Einigungsgefühl anknüpfen. Die dort gebotene geistige Erhebung will gleichzeitig eine völkische Erhebung sein.

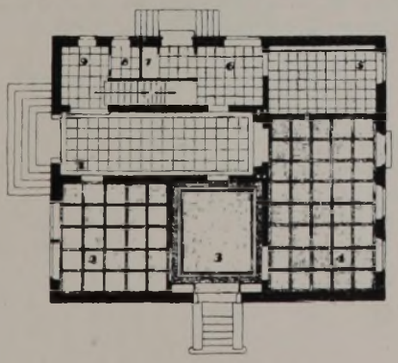
Das Wettbewerbsergebnis hat trotz aller Beanstandungen die Kraft einer starken Anregung für die jeweils erwünschten lokalen Wettbewerbe für diese Häuser in den einzelnen Städten. Mindestens ein Drittel der Arbeiten sollten wohl in einem Hefte als dauerndes Anschauungsmaterial erhalten werden. Das würde dann bei den künftigen Entwurfsarbeiten zeigen, inwiefern nunmehr Irrtümer und Fehlgriffe, die in den ersten Arbeiten noch vorhanden waren, zu vermeiden sind. Die Neigung zur Schablone muß ausgeschlossen werden: Das gleiche Haus für viele Orte wäre eine undeutsche Angelegenheit, denn jedes Haus soll zu einem lebendigen Behälter für das wertvolle Geistesgut, der Unterhaltung und Belehrung im Anschluß an die Stämme des Volkes erstehen. Die schöne Formung der Häuser ist in der Zeit der Architekturverarmung die große Aufgabe. Der Architekt muß mehr mit einer geistigen Durchdringung der Aufgabe als mit irgendeinem Architektur-Rezept an die Arbeit gehen. Auch die Kunst und die Kunstwerke sollen hierbei mit zur Erweckung der Lebensfreude dienen. Voran steht die Aufgabe der Beseitigung des Klassenbewußtseins, wie es vordem für die marxistischen Volksheime gedacht wurde. Das kulturelle Aufbauziel steht voran, damit eigenes Schauen zur Bereicherung des deutschen Lebensgefühles beiträgt. Der Baumeister schafft, indem er dies alles sorgsam bedenkt, dann an führender Stelle an der Verwirklichung der Höherführung des ganzen Volkes. Die Form der Häuser soll hierzu würdig beitragen. Keine verstiegene Architektur; bei fester Haltung keine dogmenartige Absicht. Das Haus darf nicht zu weit hinausgelegt werden, damit es in der späteren Zeit nicht verödet. Auch bei diesen Werken kommt es bei der Gestaltung darauf an, nach dem alten Spruche der deutschen Hüttenmeister zu bauen: „Weisheit leite den Bau, Stärke führe ihn aus, Schönheit ziere ihn!"

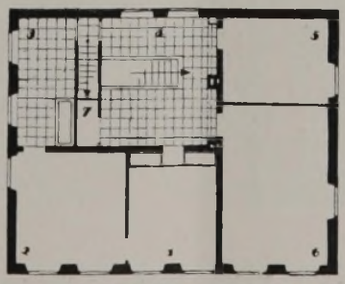
Einfamilienhaus in Velbert (Rhld.).

Dieses Einfamilienhaus zeigt in seiner inneren und äußeren Gestaltung jenes bodenständige und respektvolle Wesen, das an Eigenheiten festhält, die als wesentlich und wertvoll erkannt sind. Die besondere Art, wie Velbert auf einer Hochebene dem Besucher entgegentritt, ist begründet in dem durchaus eigenartigen Volkscharakter, der über allen Bewegungen der alten Zeit und auch der Revolution sein Eigenleben bewahrt hat. Während sonst der Rheinländer mit einer fast allzu flüssigen und heiteren Beweglichkeit in allen Lebensformen brilliert, merkt man hier die geschlossene Festigkeit besonderer Sippeneigenschaften. Es sind die Menschen, die sich nicht von außen betrachten lassen wollen. Der Grundriß, der alte bürgerliche Sitten lebendig werden läßt, wird sich nur schwer einen anderen Bezirk übertragen lassen. Das Haus ist ein verputzter Backsteinbau. Auf den noch frischen Putz ist weinrote Keimsche Mineralfarbe gestrichen. Die Lage der Zimmer ergab sich aus den natürlichen Wohnbedingungen. Von den 3 Wohnräumen ist eins nach Osten, eins nach Süden und eins nach Westen orientiert, um zu jeder Tageszeit einen besonderen Raum zu haben und um Zusammenhang mit dem das Haus umschließenden Obst- und Blumengarten nach Westen, Süden und Osten zu haben. Im Sommer muß man auch die Gelegenheit haben, in heißen Tagen die Sonne fliehen zu können. Im Schlafgeschoß ergab sich die natürliche Fensterlage nach Ost und Süd bei möglichst großer Ausnutzung von Licht und Sonne.

Vor dem großen 3-Fenster-Zimmer des Erdgeschosses liegt der altgeordnete Blumen- und Obstgarten. Die große Wand hat durch die kleinen Fensterläden ihre in Form und Tradition zusammengehende Haltung echter Bürgerlichkeit erhalten.







Erdgeschoßgrundriß:
1 Flur, 2 Wohnzimmer, 3 Eßzimmer, 4 Musikzimmer, 5 Küche, 6 Anrichte, 7 Besenschrank, 8 Abort, 9 Garderobe.

Obergeschoßgrundriß:
1 Ankleidezimmer, 2 Elternschlafzimmer, 3 Bad, 4 Flur, 5 Gastzimmer, 6 Zimmer des Sohnes, 7 Ausguß und Wäscheschrank.

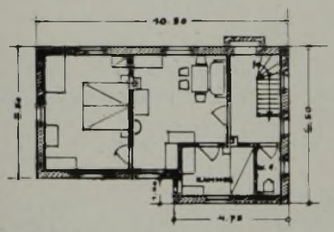
Arch.: Paul Fliether, Velbert (Rhld.).

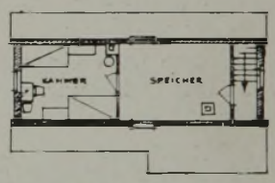
Häuser aus der Kolonie Liebigstadt bei Reichenberg.

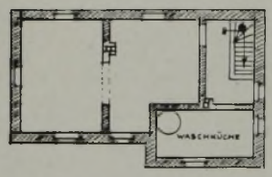
„Hat es überhaupt Zweck, solche Schneckenhäusl in der ganzen Welt herumzuzeigen?“ So fragte damals der süddeutsche Kollege, der beim Photographieren ähnlicher Häuser zuguckte. Wer auf der Reise nach Böhmen die gute Industrie- und Gewerbestadt Reichenberg besucht hat, kommt dort zu einer großartigen Siedlung, die Liebigstadt geheißen. Dieses städtebaulich einzige Bild, das namentlich in seinem Zentrum die baukünstlerischen Gedanken innerhalb einer heiteren Hügellandschaft zeigt, ist von der „Bauhütte“ früher schon einmal mit der Würdigung seiner Bedeutung gezeigt worden. An grünen Tälern, auf leicht geschwungenen Straßen aufsteigend ist diese famose Siedlung der weltbekannten Liebigschen Werksverwaltung weiter gediehen, und der Baumeister hat mit seiner gestaltreichen Liebe für den Schönbau kleiner Häuser etwas geschaffen, das in bestem Sinne der Industriesiedlung erbaut wurde. Es zeigt die architektonische Verwirklichung des Zieles der Heimatfreude.

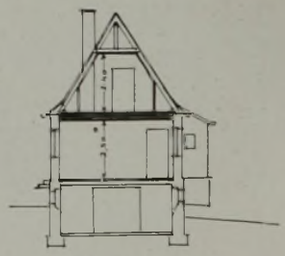
Ueber ihren Kern hinaus an den dichteren Straßen liegen an den grünen Taleinschnitten diese neuen Kleinhäuser. Gewiß, sie sind bescheiden und verschmähen vor allen Dingen die Versuche, groß zu erscheinen. Es sind Schneckenhäusl, aber was sie ziert, ist nicht nur ihr Hineinwachsen in die geschwungene Linie mit ihren sanften, grünen Hintergründen. Die Bedeutung dieser einzigartigen Siedlung beruht in der Verbundenheit von Heimatgefühl atmender Formung mit der technischen und bauwirtschaftlichen Leistung. Diese ist einmalig und kann beim heutigen Kapitalmangel nicht fortgesetzt werden.

Es ist ja vieles schon beim Bauen mit vollendeter Planmäßigkeit begonnen, — aber Sorgfalt und eingehendes Ueberwachen beim Hausbau geriet ins Hintertreffen, namentlich beim Rückfall auf die marxi-



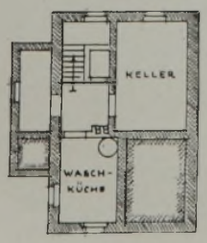


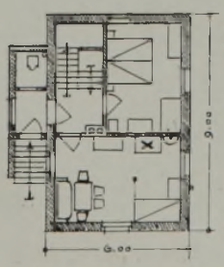


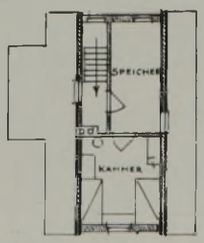


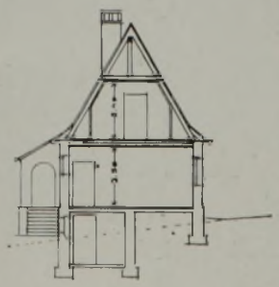
Der naturstille Stimmungsreiz des Kleinhauses an diesem ruhigen Wege zeigt, daß die bauliche Einfachheit beinahe zur Kompositionskunst zu werden vermag.

Bei dem kleinen Baukörper ist die sprechende Wand-, Dach- und Giebelbehandlung vorteilhaft für das Ganze, ja, die bunten Fensterläden wirken an der Straßenbiegung als unentbehrlicher und volkstümlicher Schmuck.









Arch.: J. Schmeißner, Nürnberg.

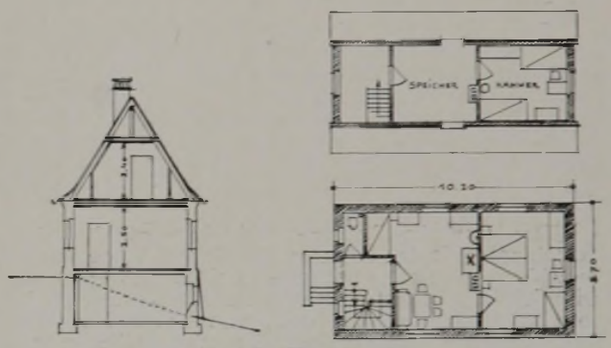
stische Beeinflussung der Gemeinden in einer Zeit, die so vielen schmutzigen Charakteren Auftrieb und Beute verschaffte.

Die Berichte der Bewohner aller dieser Häuser lauten günstig, weil die ganze Siedlung nicht auf reklamehafte Ueberredung abzielt. Bei merkbarem Sinne für malerische Wirkung ist doch die Wirtschaftlichkeit gewahrt. Es gibt nur sparsame Straßenkostenanteile und keine Anteile für Plattenwegemehrkosten, wie das sonst üblich ist. Die Konstruktion entstammt festen alten Zimmermannsgewohnheiten. Das dortige Holz ist von guter Beschaffenheit. Alles wird mehr scharf- als baumkantig behauen, aber rindenfrei gehalten.

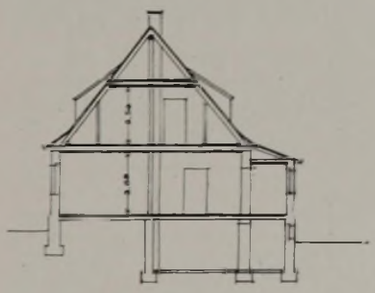
Die Formen, alt, aber harmonisch, schließen alles Sinnwidrige und Gespreizte aus. So ist das erfreuliche Bild des Ganzen eine Summe der Vermeidung aller falschen Kleinheiten.

Das war gerade die Zeit, wo viel alte vorteilbringende Erfahrung vertrieben wurde und wo die „Norm" auch oft Schlagwort wurde für Bauschwindel und pfuschende Arbeitsmethoden. Diese Häuschen sind sogenannte „lebensfähige Kleinhäuser", nämlich solche, die für die Bewohner wirtschaftlich billig bleiben. Mit ihren kleinen Räumen ergeben sie in der Zeit der gedrückten Einkommen alle wirtschaftlichen Vorteile, die auf Menschenalter hinaus herrschend bleiben werden. Solche Räume erfordern weniger Heizungskosten, sie sind leicht reinzuhalten. Der Architekt wirkt wie ein guter Arzt; er schafft den vorbereitenden Grund für die stille Zufriedenheit der Menschen, denen man allzulange durch Erweckung eines proletarischen Bewußtseins planmäßig das Anrecht auf Lebensfreude bestreiten wollte. Durch die umgebende Natur wirken die kleinen Gebilde größer, die gesundheitliche Einwirkung auf die Räume wirkt nach allen Seiten. Zudem geht von diesen in ihren Bauverhältnissen so gut gefaßten Wechseltypen mit den guten Dächern etwas ungemein Beruhigendes aus, das durch den harmonischen Farbendreiklang der Außenerscheinung auch optisch gestützt wird.

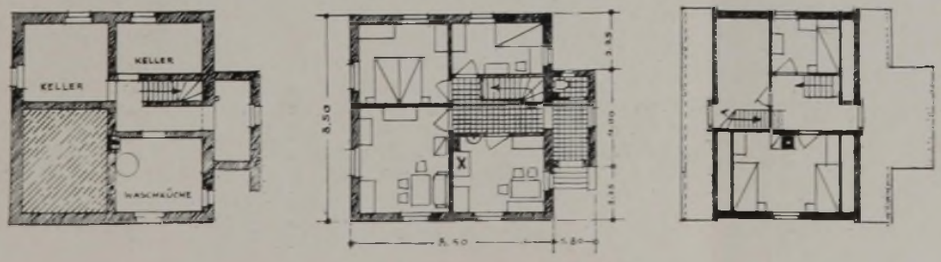
So erteilen diese „Schneckenhäusl" gerade in ihrer Einfachheit die gute Lehre. Sie lehren uns alle, bei solchen Kleinaufgaben neben der guten Planung an die zweckmäßige, aber doch würdevolle Formung und an die bauhandwerkliche Technik zu denken.



Auf dem Granitsockel erhebt sich die ältlich anmutende Wandeinteilung. Aber das leise schwingende Dach über Front und Giebel weiß um die Bedingtheit aller Annahmen für den Hausbau, spricht an und bringt eine altvertraute Note, nämlich die der Bescheidenheit, zum Aufklingen.



Um die Raumnutzung zu heben, ist der dachverbundene Eingangsbau zurückgeschoben. Der aus dem Sozialismus stammende Kahlheitstrieb beseitigte mit Vorliebe Baumumrisse hinter Häusern. Nun kehren sie wieder.



Arch.: J. Schmeißner, Nürnberg.

Sein und Schein alter Kleinstadt-Baukunst.

Asiaten bauen ihre Städte mit den kubischen Wohnhöhlen immer gleich, fast wabenhaft aus dem lähmenden Gefühl der Unendlichkeit in der Wüste und der Zeitlosigkeit. Die ältesten ausgegrabenen Reste, mehr als viertausend Jahre alt, sind nicht viel anders als heute. Germanen dagegen mit ihrer Waldverbundenheit haben immer einen höheren Bausinn gehabt. Aus der Daseinsverknüpfung ihres Lebens an Fluß, Hügel und Wald kam die Erkenntnis vom Werte der wirtschaftlichen und behaglichen Gestaltung, die über allem formalisch Strengen und über dem Zwang steht als das Naturgemäße für das deutsche Menschentum. Früh trat ein hoher Ordnungssinn zutage.

Fast alle alten Städte waren zuerst Fischerorte und kleinste Ackerbürger-Siedlungen, von den karolingischen Grafen (Gerichts-Statthaltern) absichtlich gereiht angelegt, ferner Betriebsstätten für Baumaterial. Es war ein Bild an die Straße gebrachter Wirtschaftshöfe. Die ärmlichen Holzbauten waren fast nie frontwärts gerichtet, vielmehr ein Ur-Kombinat verschiedener Produktionszellen und Handwerksbetriebe für den Hof. Die Holzbauten blieben lange Zeit geringwertig, aber im Hinterhofe befand sich stets die sog. Steinkammer; sie wurde auch Kemenate genannt (lat. camera caminata). Es war der einzige heizbare Raum des Hofes, der gleichzeitig als Schutzraum für die wertvollere Habe bei den häufigen Feuersbrünsten diente. Als an Stelle der Ackerbürger später Erben als Handwerker, Krämer und Kärrner aufrückten, wurden diese Höfe geteilt. Jeder Erbe brauchte für sein Haus den gleichen Straßenanteil. Der Ertrag des Handels warf anfangs nicht viel ab. Die neuen Reihenhäuser der Heerstraße waren noch lange Zeit Holzgebilde.

Bei vielen alten, oft unregelmäßigen Plätzen dieser kleinen Städte fällt auf, daß sie von den einmündenden Straßen ein geschlossenes Blickfeld ergeben und wie gut die Gebäude an diesen Plätzen sich ihnen anpassen. Die Giebelhäuser, auch wenn sie aus der Fluchtlinie heraustreten, wahren doch das gleiche Ordnungsgefühl. Die einige Menschenalter späteren Neubauten störten das alte Verhältnis nicht. Selbst in der Unregelmäßigkeit und im Mangel an Symmetrie lag die Erkenntnis für Ordnung als ein System.

Das deutsche Lebens- und Rassegefühl lenkte bei aller Verschiedenheit der Stämme die Plangedanken zur Anlage oder zum Neuaufbau ganz anders als bei den Romanen oder Slawen. Diese kleinen, alten deutschen Städte sprechen in ihrer Armut von Lebensfreude und Stolz, von hoher Handwerkereinsicht und von guter Gemeinschaft, die dann freilich später öfter von egoistischen Eingriffen bei gesunkenem Widerstandsgefühle gestört wurde. In einer alten Akte wird berichtet, daß an der Hauptstraße ein Gastgeber sein Haus höher bauen wollte; der Bescheid aber lautete ganz einfach: „daß es bisher noch keinem genutzet habe, sich über seine Nachbarn zu erheben und daß es also mit der alten Haushöhe sein Bewenden haben müsse."

Es gibt immer noch eine Anzahl kleiner Städte, die ihren gotischen Grundriß bewahrt haben. Bei aller Unregelmäßigkeit verrät er durchaus eine absichtsvolle Gestaltungsweise, die sich zwar der viel älteren Wegrichtung oder den ältesten Pfaden anpaßt, aber durchaus nicht unverändert hinnimmt.

Die Entwicklung des damaligen Lebens mit dem feudalen Beraubungswesen und dem klerikalen Drucke gab dem geistig beweglicheren Teile des umliegenden Volkes den Wunsch ein, in diese Städte zu ziehen. Der Gedanke, „daß Stadtluft frei mache", erschien ihnen wertvoller als die Scheinfreiheit unter den Herren des Landes. Die Raumenge der kleinen Holzhäuser in der Stadt wurde demgegenüber gern ertragen.

Oft stand an einer Stelle nur ein altes Kloster, umgeben von den Ackergefilden einer einzigen Rodung. Das neue Städtchen hart daneben entfaltete sich, aber die Aebte dachten nicht daran, Boden zu verkaufen. Die Siedlung wuchs sozusagen um einen Riesenplatz herum, der dann, als die Wirtschaftsmacht der neuen Zeit darauf drückte, am Ende doch aufgeteilt werden mußte. So entstanden zuweilen zwei oder drei stattliche Plätze auf einer Großbesitzbreite. Der Platz wurde dann durch irgendeine Kirche, durch ein Rathaus oder eine Pferdehalterei getrennt. Für den späteren Betrachter aber erhielt der Platz jenes malerische Gestaltenbild, das selbst einen so beschlagenen Geist wie Camillo Sitte täuschte. Bei solchen Marktbildern werden oft Plangeheimnisse gesucht, wo gar keine vorhanden sind. Mit allerlei Vergleichen soll dann etwas bewiesen werden. Aber es wird dabei ganz übersehen, daß man bei uns einst niemals gebaut hatte, um beim Stehenbleiben und Begucken schöne Durchblicke zu bewundern, was ja nichts anderes ist als ein leiser Hang der Lebensermüdung mit romantischen Gefühlsneigungen.

Man könnte viel davon erzählen, welche Antriebe beim Stadtbau zu Füßen einer Herrenburg oder in der Nähe eines Klosters einst hervortraten, — oder welche sich an den Ufern eines Stromes in den Straßen und Plätzen bemerkbar machten. Zuweilen wuchsen diese Städtchen schon nach kurzer Zeit nicht weiter. Der weite Platz war da, aber der große Viehhandel blieb aus. Gelegentlich wurde ein neues Rathaus notwendig und das setzte man mitten auf den viel zu großen Markt für Töpferzeug, Hausgeräte oder Heringe. So entstanden zwei Plätze. In anderen Städten setzte oft spät ein kräftiger Wirtschaftsauftrieb ein, meist durch Handel und Frachtkolonnen, wie in Miltenberg, wo die Herbergsstallungen „Zum Riesen" einst 120 Pferde aufnehmen konnten. Bemerkenswert ist auch der Einfluß der rivalisierenden Kirchenbaulust gewesen, die innerhalb kurzer Zeit folgte. Nahe beieinander standen große Gotteshäuser mit stattlichen Pfarrgebäuden und Schulen. Die Platzverwandlung folgte bald, denn die Lateinschule zog fremde Schüler an, und viele Bürger bauten ihre Häuser als Gastgeben aus.

Die Scheinromantik vieler Kleinstädte ist auch in jenen Zeiten erkannt, als bei steigender Bevölkerung innerhalb der zu enggewordenen Stadtmauern die Neigung zu baulichen Uebergriffen immer größer werden mußte. Zwar nahmen die Landknechtswerbungen massenhaft und willig den arbeitslosen männlichen Bevölkerungsüberschuß auf, aber das alles vermochte nicht, gegen die Lust und den Zwang zum Ausbau der Grundstücke einzuschreiten. Viel von dieser alten Stadtromantik ist nichts anderes als elende Baupfuscherei, die mit der dick aufgetragenen, zum Teil bunten Farbe in keiner Weise gebessert werden konnte.

Die Häuser der alten Städte waren zuerst schwerfällig erbaut, die Konstruktion zaghaft und bedingt durch die Gunst und Ungunst des zur Verfügung freigegebenen Baumaterials. Es standen anfangs nicht wertvolle Handwerkskräfte zur Verfügung. Es gab viel bäuerliche Mitarbeit beim Haus, und die Schornsteinführung war schlecht. — Dort, wo der Holzbau infolge Materialnähe und ererbter Handwerksübung gegeben war, hat auch das wiederholte Abbrennen ganzer Stadtviertel die Leute einst nicht gehindert, den Fachwerksbau beizubehalten. Das geschah bis in unsere Zeit hinein. Schon vor 150 Jahren konnte man feststellen, daß die Fachwerkhäuser vieler kleinen Städte größer gebaut wurden, um Mieter aufzunehmen. Das Stadtbild änderte sich also nur gering, am merkbarsten durch bessere Fronten und wuchtigere Dächer.

Der Marktverkehr der alten Plätze sollte nicht überschätzt werden. Die Bürger der kleinen Städte waren allmählich in verschiedene Beschäftigungskreise geteilt. Ein Teil waren Einkaufleute, die von den Bauern Ackerprodukte heranzogen. Die Gewerbeprodukte der Stadt hingegen wurden von den Landleuten von den Handwerkern bezogen, die auf dem Markte Verkäufer in gemieteten Stadtbuden waren, bis sich in den größeren Städten Handwerksgassen entwickelten. Wichtiger als gemeinhin angenommen, war der Metallhandel und die Metallbearbeitung in den Städten. Dieses Gebiet war es besonders, was außer der Tuchmacherei die Städte dahin geführt hat, sich untereinander Konkurrenz zu machen.

Nach welchen Gesichtspunkten waren diese alten Platzanlagen von vornherein überlegt? Unter welcher Mitwirkung entstand die unserem Auge so gefällige Verbindung der Häuser mit dem Stadtplan. Das alles ist wohl gelegentlich öfter mit untersucht worden, ohne aber ins Tiefe zu gehen. Zunächst ist, wie die reizvollen Flugbilder zeigen, ja ein Mosaik aus ganz verschiedenen Zeiten entstanden. Man hat sich auch nicht darum bekümmert, in welcher Weise in solchen Bildungen das germanische Formgefühl zutage trat, das über allem Vergehen und zeitlichen Aendern der Häuser doch seine schöne Selbständigkeit zeigte und sich nur wenig fremder Vorbilder bediente. Der formbildende Sinn der alten Bauhandwerker bediente sich seiner festen Regel. Dabei waren diese Handwerker durchaus nicht gleichwertig. Vielfach waren die ortsmäßigen Maurer und Zimmerer nur Scharwerker-Arbeiter, die gleichzeitig ihre kleine Ackernahrung besorgten. Die schlechten Schornsteine waren es, die häufig Brände mit sich brachten. Dann mußte für das neue Bauwerk auf langwierigem Wege von der fürstlichen Kammer Holz mit Preisnachlaß erbeten werden. Die Wälder aber waren seinerzeit die Tummelplätze der großen Jagdleidenschaft ihrer Herren. Das beschränkte schon den Lieferwillen. Dann sollte das Holz auch nicht zu billig abgegeben werden, also durfte es mit der Auslese des Baumaterials an manchen Orten nicht allzu genau genommen werden, wie auch bei der Geldarmut für Mauerwerk nicht eben das beste Baumaterial diente. Die Baukontrolle über die Art der Ausführung war dementsprechend. Dagegen zeigte der Dachstuhl fast immer eine recht solide Arbeit.

Bei der ganzen Handwerkerbezahlung und der Aushöhlung Deutschlands durch die welsche Einfuhr wurde das Geld immer

seltener. Die Bezahlungsfristen konnten nicht eingehalten werden, der Meister erhielt oftmals auch als Entgelt ein Stück Acker.

Nichts ist falscher, als zu glauben, daß diese schönen alten Städtchen, wo das Häuserbild von einer gewissen Wohlhabenheit zeugte, nun auch überall wohlhabend gewesen wären. Es fand in jener Zeit ein starker Verbrauch von Lebenskraft durch harte Arbeit statt. Es bildeten sich mit dem scheinbaren Aufblühen innerhalb der Bürgerschaft nicht selten Kasten mit großen Vorrechten, nämlich um das Hinabsteigen zu hindern. Das führte baulich zu einer starken Beengung und Besitzausnützung.

Einst wurden beim Stadtbau uralte Brunnen Mittelpunkte, auch breitschattende Bäume wurden erhalten, vorhandene Züge der Landschaft wurden bei den Bauten wohl berücksichtigt, und Kirchenbauten erhielten einen sicheren Vorplatz. Für den Waren- und Marktverkehr mit den vielen Wagen wurden Ausweitungen der Straßen vorgenommen.

Erst die späte geistige Wandlung mit der neuen männlichen Gesinnung, dem tieferen Sinn des Lebens, der Befreiung von

Rosenthal (Bez. Kassel). *Nr. 37892*).*
In seiner ältesten Form wiederholt zerstört; im Laufe dreier Jahrhunderte anknüpfend an die Tradition des Fachwerkbaues neugebaut, wobei die Häuser zum Teil vergrößert wurden.

der scholastischen Gängelung und der neuen Technik der Geldertrags-Verwaltung schufen vereint die prunkvollen Steinhäuser der Straßenzeile. Von diesem Zeitpunkte an erstand auch in Deutschland das Hypothekenwesen; die Geldleihe wurde von der Stadtkasse und von den Klöstern besorgt.

Alle diese schönen Bilder der Freiheit und Großzügigkeit wurden aber nicht aufrechterhalten. Der kastenartige Zusammenschluß schuf Klüngelwirtschaft und schob einander Baufreiheiten zu, während zu gleicher Zeit berichtet wurde, daß „viel armes und gedrücktes Ehevolk mit ihren Kinderlein in armseligen und zerbrechlichen Häuslein" wohnen mußte.

Zu jener Zeit gab es noch keine gewinnsüchtigen Unternehmer und keine bedrückten Architekten. Die Bauordnungen entsprangen noch gesundem Gemeingefühl der Bürgerschaft. Es gab auch noch kein Gezänk über die Formen der alten Handwerksbauten in den kleinen Städten. Der Begriff der Schönheit eines Platzes war überhaupt nicht empfunden. Kunsttrieb war

*) Aufnahmen der Hansa-Luftbild-Gesellschaft, freigegeben durch RLM.

Eisleben. *Nr. 18889*).*
Der Marktplatz mit der Andreaskirche (15. Jahrh.). Platzausnutzung durch Aufstellung des Rathauses ohne Rücksicht auf die ältere Kirche. Die altertümliche Einheitlichkeit der Linien ist ohne große Höhenunterschiede festgehalten.

im alten deutschen Städtebau viel weniger vorhanden, war auch niemals ausgesprochen, als jene kleinen Städte größer wurden, — als vielmehr die alleinige Absicht, das gutzumachen, was getan werden mußte.

Später kam an diese Stätten, die sonst soviel überkommenes Gedankengut mittelalterlicher Menschen aufbewahrt hatten, die neue Zeit mit dem Gelddenken und dem aufkommenden Dünkel, der herrenhausmäßige Nachahmung als ein neues Ideal protzig zwischen die alten Fachwerkbauten hinstellte; unbescheiden und in tieferem Sinne unwahrhaftig, aber schnell beispielgebend. Das Unheil griff um sich. Was wir in den heutigen Stadterweiterungen aufkommen sahen, wurde meist schon nach 10 Jahren in seiner falschen und zweckwidrigen Anlage erkannt und kritisiert, das vertane Geld festgestellt, wie denn auch einst einmal das vergeudete Kartoffelland berechnet werden wird, das für so manche barackenhafte Landsiedlung geopfert wurde.

Neidenburg (Ostpr.). *Nr. 1057*).*
Späte Ausgestaltung einer Ordensgründung an der ostpreußischen Wasserscheide (324 m Höhe). Das einheitliche Häuserbild des Marktrahmens ist im Laufe der Jahrhunderte konsequent festgehalten worden. Als der große Handel ausblieb, erfolgte die Bebauung in der Mitte und die Trennung in zwei zweckmäßigere Plätze.

Schlächterei auf dem Lande.

Arch.: Dr.-Ing. Erbs, Brandenburg. Mitarbeiter: Arch. Spindler.

Auch bei diesem gewerblichen Bau muß die Grundrißanlage, ähnlich wie bei der Bäckerei, reibungslosen und ineinandergreifenden Betrieb sichern.

Es ist deshalb angenommen, daß, wie oft in Landschlächtereien, Schweine, Kälber und dergleichen im eigenen Betriebe geschlachtet und das für Verkauf und Verarbeitung notwendige Rindfleisch durch gemeinsame Schlachtung in anderen Schlächtereien beschafft wird.

Die Anlage sieht vor, daß

a) nebenberufliche Ernährung aus Ackerzugabe, — Viehhaltung — erfolgt,

b) die Betriebsräume für den Hauptberuf, die Schlächterei, in der Raumfolge, Laden, Kühlraum, Werkstatt mit Rauchkammer usw., gut verbunden sind.

Die kleinere Type enthält nur Räume für den Hauptberuf, ist aber nach dem Hofe zu erweiterungsfähig. Die Frühstückstube, die bei der letzten Type vorgesehen ist, hat sich mehr und mehr eingebürgert und bewährt.

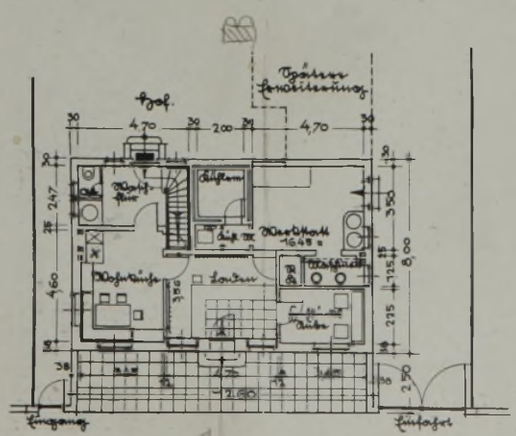
In größeren Gemeinden und kleineren Städten, in denen meist ein gemeinsames Schlachthaus vorhanden ist, wird die zweite Type auch betrieblich meist voll ausreichen. Auf nachfolgende Einzelfragen sei hingewiesen:

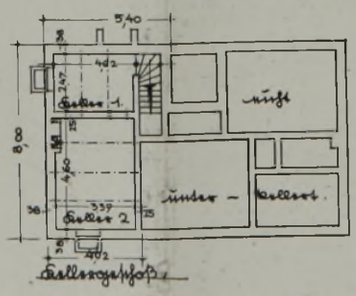
1. Die Höhe der Betriebsräume muß mindestens 3 m, besser 3,50 m betragen.
2. Es muß für hinreichenden Luftwechsel, am besten durch gegenüberliegende Fenster, gesorgt werden.
3. Fußboden und Wände müssen wasserundurchlässig sein; Fußbodenplatten mit Gefälle (ohne Rinne), abgerundete Platten zwischen Fußboden und Wand, Plattenverkleidung auf 2 m Höhe sind zu empfehlen.
4. Die Abwasserbeseitigung ist gerade bei Schlächtereien sorgsam zu bedenken.
5. Bei der auf dem Lande oft fehlenden Wasserleitung ist automatische Pumpanlage mit Zapfstellen in Werkstatt und Maschinen- wie Schlachtraum zu empfehlen.
6. Um die Rauchbelästigung, die Kochkessel und Rauchkammer erzeugen, zu beseitigen oder auf ein Mindestmaß zu bringen, sollte man
   a) über dem Kochkessel Wrasenfang mit Entlüftungsrohr vorsehen,
   b) die Rauchkammer mit ausfahrbaren Räuchergestellen versehen, um die Beschickung und den Wechsel rasch vornehmen zu können.
7. Die Maschinen des Betriebes sollen nicht in der Werkstatt (Wurstküche), sondern in einem besonderen Raume aufgestellt werden, da diese sonst durch Dämpfe beschädigt werden.
8. Die Maschinen müssen einzeln abschaltbar, schallsicher und von den Wänden frei aufgestellt werden.
9. Die Kältemaschine ist in einem besonderen Raume, gleichfalls schallsicher, aufzustellen.
10. Vorschriftsmäßige Abort- und Waschanlage ist vorzusehen. Weiteres besagen die gewerblichen Vorschriften.

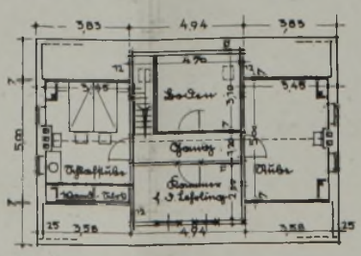
Die wirtschaftlichen Verhältnisse zwingen dazu, die Ausgabe- und Einnahmeseiten des Baues und Betriebes einer solchen Landschlächterei kurz zu überprüfen. Ist es dem städtischen Schlächter möglich, durch Verkauf bester und preiswürdiger Waren den Kundenkreis zu erweitern, so ist der Landschlächter in der Regel nur auf den beschränkten Kundenkreis seines Dorfes angewiesen.

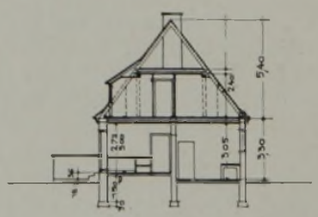
Wohl gibt es Landschlächtereien, die Schinken und Wurstwaren versenden, jedoch sind dies immer Ausnahmen. Der geringen Kopfzahl des Dorfes entsprechend ist der Fleischverkauf auf dem Lande, besonders bei den dort üblichen Hausschlachtungen, im Durchschnitt geringer als in der Stadt.

Beim Entwerfen einer Landschlächterei (die künftig häufiger verlangt wird als bisher) muß man sich also stets vergegenwärtigen, daß die ganze Beratung für die Einrichtung eine viel wesentlichere Rolle spielt als für irgendein Wohnhaus. Der Meister und seine Frau sind durchweg von Jugend auf infolge Durchlaufens verschiedener Geschäfte und durch die erworbene Kenntnis der landes- und stammesmäßig verschiedenen Eigenheiten ihrer Verbraucher erfahren. Es ist keineswegs so, daß ihnen das Schlachtvieh immer im Ueberfluß angeboten wird, im Gegenteil, sie müssen es oft mit langem Feilschen von weither selbst holen! Die Verwertungsfrage schneidet nun tief in das Bauen und Einrichten hinein. Gelingt es dem Meister, in der Stadt ein paar Markthändler als Abnehmer für ein regelmäßiges









Entwurf einer Schlächterei auf dem Lande.

Kleinere, aber erweiterungsfähige Gesamtanlage. Neben Werkstatt in Nische Maschinenraum, neben Laden Frühstücksstube, Schlachtraum im späteren Anbau.

Quantum zu gewinnen, so muß das schon für den Kühlraum mit vorbedacht werden.

In vielen Fällen mag die Belieferung der umliegenden städtischen Märkte und sonstiger Dauerkundschaft, u. U. auch Postversand von Fleischwaren ein Aushilfsmittel sein. Jedenfalls hat also der Baufachmann außer der sachkundigen Bearbeitung des Baues nach der betrieblichen und technischen Seite auch die wirtschaftlichen Möglichkeiten zu durchdenken, denn nicht das Bauwerk an sich, sondern der wirtschaftliche Wert desselben ist auch hier das Endziel.

Bei Gesamtbaukosten von rund 14000,— RM., Geländeerwerb von rund 2400,— RM. (8 Morgen je 300 RM.) und rund 7000 RM. Gesamteinrichtungskosten sind für die Neugründung einer solchen Landschlächterei insgesamt rund 24000,— RM. aufzuwenden. Die Gesamtzins- und Steuerlasten für dieses Anwesen werden auf rund 2900,— RM. im Jahr geschätzt. Nimmt man als Kundschaft des Schlächters 60 Siedlungsfamilien an und erfolgt ein Fleisch- und Wurstverkauf je Tag und Familie von 0,40 RM., so ergibt sich eine jährlichr Einnahme von 8600,— RM. Bei Verbrauch dieser Mengen muß mit einer Schlachtung von rund 20 Zentner Ochsen, 40 Zentner Kühen, 100 Zentner Schweinen, 30 Zentner Kälbern gerechnet werden, bei den heutigen Preisen insgesamt eine Ausgabe von rund 5500,— RM.

Der Reinerlös aus Landwirtschaft und eigener Viehhaltung wird gering sein und bei 8 Morgen Land, 2 Schweinen und einer Kuh 500 RM. je Jahr erreichen.

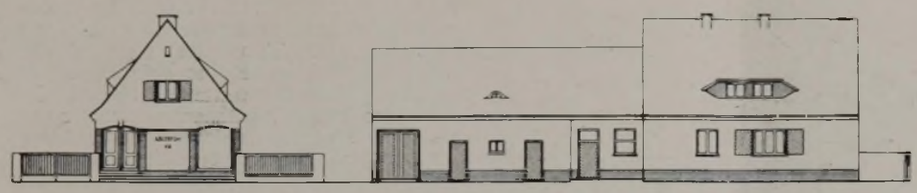
Es würden sich dann im günstigsten Durchschnittsfalle

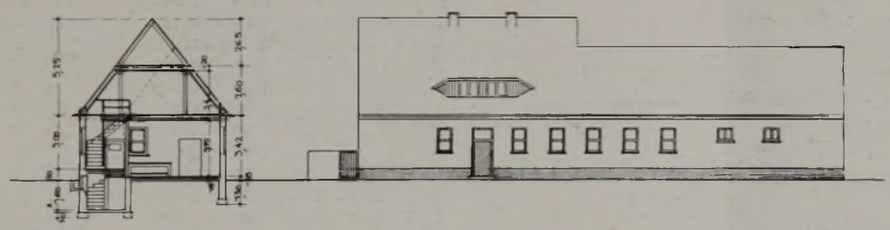
a) aus der Schlächterei 8600 RM. — 5600 RM. = 3100 RM.
b) aus der Landwirtschaft rd. . . . . = 500 „

insgesamt ein Erlös von = 3600 RM.

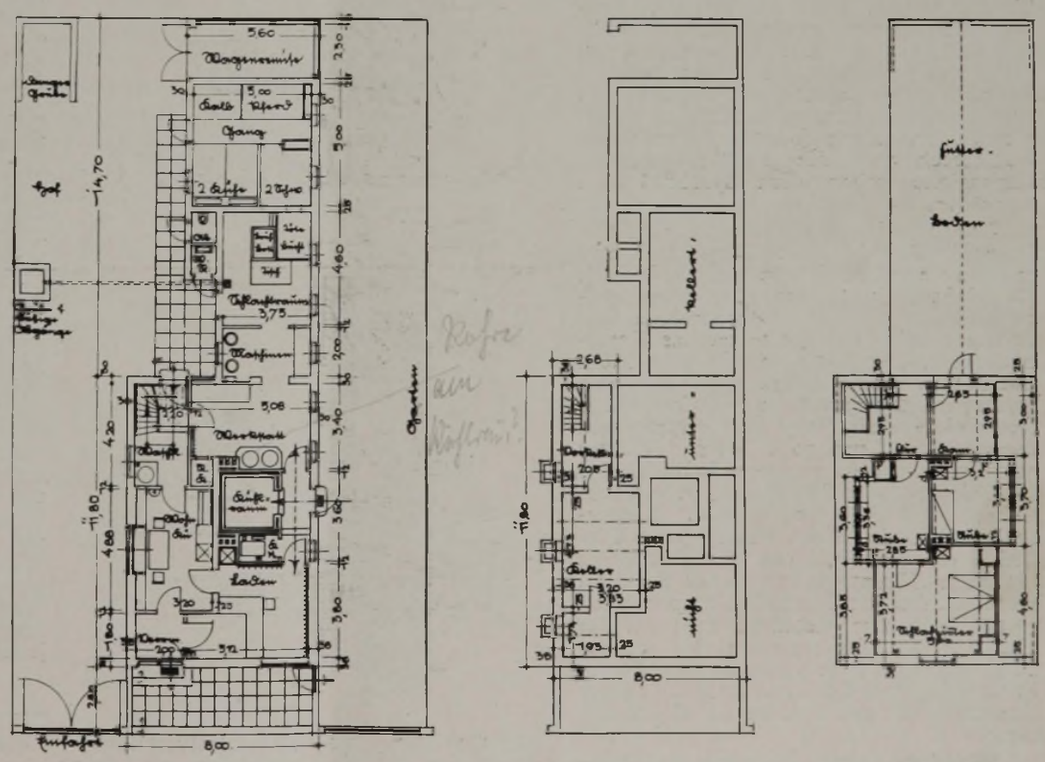
ergeben, dem 2900 RM. Kosten, Zinsen und Versteuerung des Anwesens gegenüberstehen würden. Der Reinerlös würde somit 700 RM./Jahr betragen, wovon noch Einkommensteuer, Berufsgenossenschafts- und Krankenkassenbeiträge abgehen.

Diese auf eingehende Erkundigungen gestützte Schätzung zeigt, daß bei Landschlächtereien der Architekt von vornherein mit dem Rechenstift arbeiten muß, will er ein Werk schaffen helfen, dessen Inhaber von seiner Arbeit auch leben kann, es zeigt sich aber ferner, daß bei Neugründung einer solchen Anlage mindestens die Hälfte der aufzuwendenden Anlagekosten aus Eigenmitteln des Bauherrn zu geben und unverzinslich anzunehmen sind, weil sonst die jährlichen Zinskosten zu hoch werden und die Lebensfähigkeit des Betriebes in Frage stellen.





Schlichter Gesamtumriß, Flächen für Reklameaufschriften, farbiger Zusammenklang von Klinkersockel, Fensterläden und Dachüberstand.



Wirtschaftlich knappe Gesamtanlage. Vom Vorraum an der Straße guter Verkehrsweg zum Laden, von diesem zum Kühlraum, zur Werkstatt (Wurstküche) zum Maschinen- und Schlachtraum. Vom Hofflur, der als Waschküche nutzbar, Zugang zur Werkstatt, Wohnküche und zu den Schlafstuben im Dachstock.

Entwurf: Arch. Dr.-Ing. Karl Erbs, Brandenburg. Mitarbeiter Arch. Spindler, Reichenbach.

BAUTECHNIK UND ARBEITSVERFAHREN

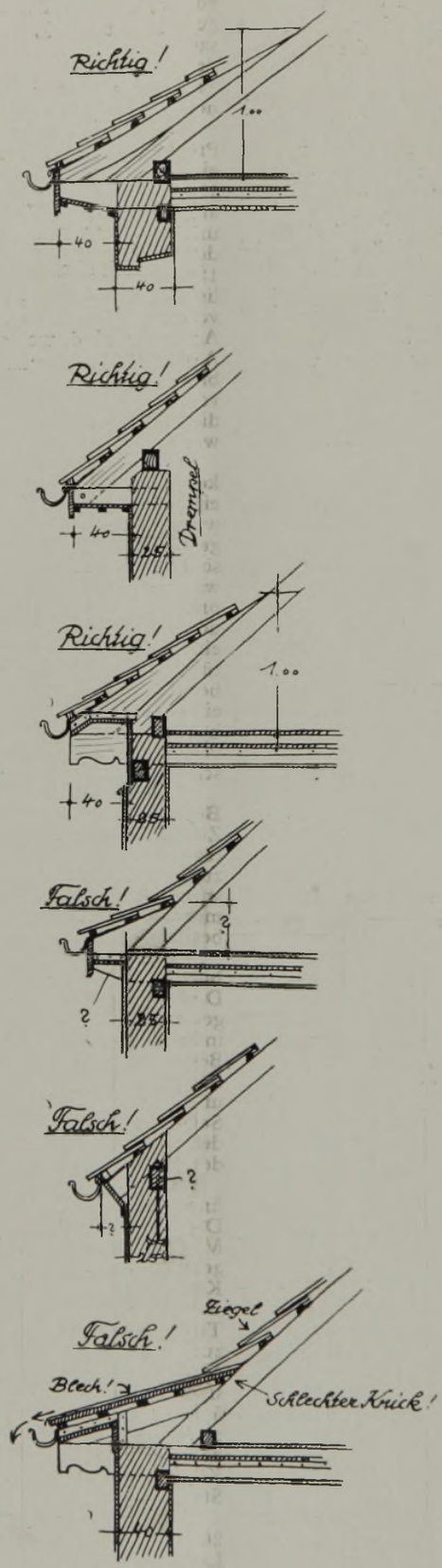
Die Wichtigkeit des Dachfußes.

Nicht nur rein technisch wurde von jeher der „Dachfuß" in der Erkennntis richtig zu lösen versucht, weil man wußte, daß an dieser Stelle ein Punkt ist, von dem dem Bauwerk erheblicher Schaden drohen kann. Man denke an die Wegführung der Niederschläge, die Angriffspunkte, die an dieser Stelle Wind, Sturm, Schlagregen, Frost haben. Weil man an alten Bauwerken diesen Punkt stets technisch werkgerecht zu lösen versuchte, deswegen erzielte man auch eine in der Regel schönheitliche Lösung. Da die Bildung eines guten Dachfußes, gerade bei kleinen Bauwerken, stets von dem dort sich ballenden Knotenpunkt der Gebälk- und Dachkonstruktionshölzer stark beeinflußt bzw. diesem unterworfen ist, so kann man den Dachfuß solcher Bauwerke mit Recht ein wichtiges Zimmermannswerk nennen.

Bei der Dachfußbildung ist vor allem immer darauf zu sehen, daß das oberste Gebälk, die auf diesem ruhenden Pfetten und das sich wieder darauf stützende Gespärre samt Nebenholzwerk auf der Mauer eine lastenmäßig richtige Auflage haben. Dann das Wichtige des Dachüberstandes! Ein für allemal gilt gerade bei kleinen Häusern: sei kein Pfuscher und bemesse den Dachüberstand genügend weit! Unter 25 cm sollte solcher Dachüberstand nicht betragen, bewährt hat sich ein Durchschnittsüberstand von etwa 40 cm. Setzt das Dach unmittelbar über dem obersten Gebälk auf, dann lasse die Balken direkt vorkragen, binde diese samt Gespärre durch ein sorgfältig gezeichnetes Detail in eine werkgerecht schickliche Form. Ist diese wichtige Arbeit richtig gemacht, dann macht das weitere Detail keine Schwierigkeiten. Spare nicht am Dachfuß in proletenhaft auffallender Weise! Er bildet am Bauwerk ein wichtiges Glied seiner Empfehlung, von ihm hängt es zum guten Teil ab, ob du auch ein werkgerechter Techniker bist. Dachfüße von Kleinbauwerken sollte man stets in Holz verkleiden. Ein richtiges Traufenbrett, eine fachgemäß verschalte Untersicht, mit Lattenfugendeckung, mit richtig angeschlossenen Außenwandverputz, die sorgfältig angesetzte Dachlattung (oder Schalung), ein Scharblech und die richtig geformte Regenrinne geben dem Dachfuß ein empfehlendes Gesicht.

Dann: die Sparren-Aufschieblinge. Wo sie zum Zuge kommen, müssen sie auf den Hauptsparren, je nach Dachfußausladung, genügend hoch aufschneiden. Von Gebälkoberkante bis Sparrenanschnittoberkante ist das Regelmaß etwa 1 m, das Mindestmaß nicht unter 0,75 m. Die Härte des Knickes zwischen Hauptsparren und Aufschiebling hängt hiervon ab. Je gefügiger verlaufend dieser Knick, um so leichter, je härter anstehend, um so schwerer läßt sich die Dachziegel- (oder Schiefer-)Haut so überziehen, daß bei stürmischen Niederschlägen solche nicht eindringen. Vermeide es, das Knickteil des Dachfußes bis zum Hauptgespärre recht flach zu machen, das ist Künstelei, erspart wird nichts, führt zur Metalldeckung; auf das Flache dieses Daches stürzt bei starken Niederschlägen vom Steildach das Wasser in ungeregeltem Uebergang, springt über den Dachfuß, fließt nicht in die Dachrinne.

Mit Mauern, auf denen oberste Balkenlage und das Gespärre sich aufsetzt, soll man in deren Stärke nicht in herausfordernder Weise sparen. Ist solche Mauer nur 1 Stein stark, so ist die erforderliche



Auflegepfette zur Balkenlastverteilung weder an den inneren noch an den äußeren Mauerrand zu legen. Die obersten Schichten solcher Mauer (etwa 5 Schichten) sollten in Zementmörtel gemauert sein, ein umziehender Betonkranz tut dasselbe. Solches erhöht die Stabilität des Mauerendes und regelt gleichere Lastausgleichung des Daches. Ist über dem obersten Geschoß (kann auch Erdgeschoß in Betracht kommen!) noch ein Drempel- (Halbstock)-Aufbau, so lasse das Gespärre, es hat sich als werkgerechter erwiesen, ohne Schiebling vorkragen.

Dachfußkunst hat es gern, sich auch von außen offen zu zeigen. Man greift neuerdings bei Bauten, auch Kleinbauten, wieder darauf zurück. Die Pfette als Balkenunterlage nach außen liegend, der gekehlte, überstehende Balkenkopf bieten als Untersicht ein werkgerechtes Bild. In Holz ausgeführte Dachfüße sind gegen etwa eindringende Niederschläge nicht so empfindlich wie verputzmäßig behandelte. Wo, wie bei den kurzen Langfronten von Kleinhäusern, sich an den Querfronten Giebel anschließen, ist der Uebergang vom Dachfuß der Traufseite zum Giebelanschluß wichtig. Keine Künsteleien bei solchen Uebereckzusammenstößen! Die Ehre des jungen Fachmannes muß es sein, sich den Details, darunter dem wichtigen Dachfuß, mit Werkverständnis zuzuwenden.

Thurn.

Wasservermischung im Beton.

Mehrfach ist untersucht worden, welche Wirkung die Vermischung des Betons mit verschiedenen Wassern haben könne. Man verwendete hierzu 68 verschiedene Arten von Wasser, darunter Seewasser, alkalisches Wasser, Sumpfwasser, Bergwerks- und Gesteinswasser, Abwasser aus Straßenkanälen und Fabrikröhren und ebenso Lösungen von gewöhnlichem Salz. Alle Wasserproben wurden mit Beton vermischt unter Ausschluß von Versuchen mit reinem Zement. Die Wasser, die einen Beton von weniger als 85 Proz. seiner normalen Stärke ergaben, waren die Säurenwasser, Kalkseife von der Kürschnerei, Abwasser aus einer Farbenfabrik, Gesteinswasser aus Colorado und Wasser mit einem mehr als 5prozentigen Gehalt von gewöhnlichem Salz. Das letztere Ergebnis namentlich ist von Wichtigkeit. Mehrfach ist von einer Anwendung des Salzes zur Herabdrückung des Wassergefrierpunktes zur Betonvermischung mit kaltem Wasser abgeraten; denn 5 Proz. Salz, dem Wasser beigemischt, erniedrigt den Gefrierpunkt um etwa 6 Grad Fahrenheit, aber der mit dieser Lösung vermischte Beton hat eine Bindekraft von nur 30 Proz. unter der Normalkraft. Beobachtungen über die Zeit, in welcher sich die Lösung setzte, haben gezeigt, daß dies etwa dieselbe war wie bei unreinem Wasser. Die hauptsächlichste Vorbedingung zur Abschätzung der Eignung des Wassers war nach einer 28-tägigen Probezeit, daß diese mit unreinem Wasser gemischte Betonprobe nicht weniger als 85 Proz. der Stärke der mit frischem Wasser gemischten Vergleichsmuster aufweisen sollte. Als Hauptergebnis der Untersuchung aber verbleibt die Ueberzeugung, daß zur Betonmischung eigentlich jedwedes Wasser geeignet ist.

M. R. Brunner.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: CURT R. VINCENTZ.
Geschäftsstelle: Hannover, Am Schiffgraben 41.